SHOWBUSINESS

Hilfe für Webber

Andrew Lloyd Webber, Erfolgskomponist in finanziellen und kreativen Nöten (SPIEGEL 9/1997), hat nach anhaltenden Schwierigkeiten mit seiner Londoner Produktionsfirma Really Useful Group einen neuen Verbündeten und Ratgeber eingestellt: John Reid, einen britischen Musik-Impresario, der auch die Geschicke des Pop-Veteranen Elton John lenkt. Reid wird zu einer Zeit eingestellt, in der Gerüchte um die Selbstauflösung der Firma Really Useful, die Webber zu 70 Prozent gehört, die Musicalszene beherrschen. Die Really-Useful-Vertretung in New York wurde so gut wie aufgegeben, zugleich sind drei wichtige Produktionen von Webbers Musical „Sunset Boulevard" eingestellt worden. Die Firma hatte mit der Abwicklung begonnen, nachdem sich abzeichnete, daß Webber an keinem neuen Projekt arbeitet. Reid soll nun, so die schwammige Arbeitsplatzbeschreibung, den „kreativen Output" Webbers fördern, während die Arbeit von Really Useful auf das Führen der laufenden Geschäfte beschränkt werden soll.

DPA

Lloyd Webber

Kino in Kürze

CONCORDE

Szene aus „Was Ihr wollt"

„Was Ihr wollt". Einer von Shakespeares Dauerbrennern, eher leicht, eher neckisch, mit einer Frau als Mann, einem Mann als eitlen Narren und einem Happy-End mit zwei verliebten Paaren. Das wild theatralische Durcheinander, das der flinkfingrige Barde um die entzweiten Zwillinge Viola und Sebastian stiftet, hat Trevor Nunn („Cats") in seiner artigen, mit einigen wohlklingenden Namen – Helena Bonham Carter, Ben Kingsley – besetzten Klassikerverfilmung unter heiterer englischer Sonne so abgebremst, daß jedes Verslein nett zu seinem Recht kommt. So lieben es die Abonnenten auf den teuren Rängen: Shakespeare von gestern.

„Ridicule – Von der Lächerlichkeit des Scheins". Wie im absolutistischen Frankreich um 1780 Hochmut vor dem besonders tiefen Fall kommt, schildert Patrice Leconte in einem üppigen wie aktuellen Zeitporträt: Am Hof von Versailles, einem Dickicht aus Intrigen, unterhält sich eine dekadente Gesellschaft auf Kosten Schwächerer. Dort hofft auch der Aristokrat Ponceludon de Malavoy (Charles Berling) auf königlichen Beistand, um die Fiebersümpfe daheim trockenlegen zu können. Doch Versailles ist so verheißungsvoll wie tückisch: Dank seines schnellen Mundwerks gehört der Neuling bald zum engeren Kreis der Höflinge, protegiert und benutzt von der Gräfin Blayac (Fanny Ardant). Und er droht sich zu verlieren. Doch der Edelmann besinnt sich, denn der Regisseur weiß, daß die nahe Revolution jeden Aufrechten braucht.

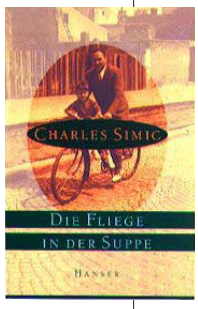
„Mo-ni-ka". Es ist Nacht in Deutschland, und der Schwarze Benjamin (Frank Odjidja) hat eine Meute Neonazis auf dem Hals. Er rennt und rennt, hängt sie knapp ab und schafft es zum Haus seiner Lebensgefährtin. Aber die pennt. Was nun? Benjamin ruft laut und lauter – und wendet sich schließlich hilfesuchend an die Zuschauer. Der acht Minuten dauernde Kurzfilm der Filmemacher Zoltan Spirandelli („Der Hahn ist tot") und David Gravenhorst, jetzt im Vorprogramm deutscher Filmtheater zu sehen, ist teils Thriller, teils Politstatement, teils augenzwinkernde interaktive Spielerei zwischen Leinwandfiguren und Zuschauern. Denn wer rettete nicht gern den verfolgten Benjamin – und riefe zugleich eine Blondine im Negligé ans Fenster?

LITERATUR

Der Falschmünzer

Der amerikanische Poet Charles Simic zeigt einem befreundeten Kollegen eines seiner Gedichte – und kassiert einen vernichtenden Kommentar: „Simic, ich dachte, du wärst ein kluger Junge. Dies hier, was du schreibst, ist reine Scheiße!" Der Betroffene will sich am liebsten auf der Stelle umbringen, hätte er nur eine Pistole bei sich. Und über das eine Jahr, das er in Paris verbringt, bevor er 1954, mit 16, in die USA aufbricht, schreibt Charles Simic in seinen Memoiren: „Dies Schuljahr dauerte hundert Jahre, und es regnete immer, und es war immer kalt. Man muß es mir nicht glauben, aber so war es."

Simic, der in „Die Fliege in der Suppe" von seiner Belgrader Kindheit und Jugend im Krieg und Nachkrieg erzählt, muß lügen, um sich halbwegs für sich selbst zu interessieren. Er ist der geborene Falschmünzer, was ihn fürs normale Leben untauglich und für die Literatur um so tauglicher macht. Sein Talent zum Schwindeln ist väterliches Erbe, der männliche Teil der Sippe besteht aus liebenswerten Gaunern und Ganoven. Pfarrer, Politiker, serbische Volkshelden – was den meisten heilig ist, verspottet der Familienclan. Priester werden auch bei Beerdigungen nicht geduldet. Als doch einer beim Tod der Großmutter auftaucht, packt ihn der alte Simic und entfernt ihn vom Grab.



In respektlos-vergnüglichen Episoden dieser Art schwelgt der Erinnerungsvirtuose. Aber es gibt auch Ernsthaftes in Simics Memoiren: das schockartige Erlebnis von Armut, Hunger und Bedrohung, als die Deutschen seine Heimatstadt Belgrad bombardieren; die frühe Erfahrung, auf dieser Welt allein zu sein, nachdem der Vater vor den Kommunisten geflüchtet ist; die tiefe Abneigung des Erwachsenen gegen jede Art von ideologischer Indoktrination und kollektivistischen Visionen. Überhaupt ist Simic das Jahrhundert der großen Experimente suspekt, in dem Leute wie sein Vater und er auswandern mußten und zu Versuchstieren wurden. „Merkwürdig war nur, daß eine dieser Ratten Gedichte schrieb", heißt die nüchterne Bilanz des großartigen Lyrikers. Sein Buch ist auch eine Liebeserklärung an Amerika, dessen Staatsbürger er seit über 40 Jahren ist – mit allerdings ungebrochener jugoslawischer Mentalität.

Charles Simic: „Die Fliege in der Suppe". Deutsch von Rudolf von Bitter. Hanser Verlag, München; 168 Seiten; 34 Mark.